

«... von solchen Anne Bäbi wimmelt die Welt»

Seine 1838 entstandenen Aufklärungs- und Kampfschriften «Dursli der Brantweinsäufer» und «Wie fünf Mädchen jämmerlich im Alkohol umkommen» sowie die «Armennot» (1840) verfehlten offenbar bei den bernischen Behörden ihr Ziel nicht. Denn Gotthelf wurde im Januar 1842 von der Sanitätskommission im Auftrag des bernischen Regierungsrates beauftragt, in einer «populären» Schrift auf die Gefahren der medizinischen Pfuscher im Kanton Bern aufmerksam zu machen. Statt der geforderten 100 Seiten resultierte sein Roman «Anne Bäbi Jowäger» (Teil I & II) mit über 1000 Seiten!

Von Fritz von Gunten

Gotthelf zögerte nicht lange mit seiner Antwort auf eine Anfrage der Sanitätskommission, die er am 26. Januar 1842 im Auftrag des Berner Regierungsrates erhielt, um eine volkstümliche Schrift gegen das Kurpfuscher-Wesen zu verfassen. Bereits am 31. Januar hat er positiv geantwortet, und sein «Konzept» ist offenbar auf fruchtbaren Boden gestossen, wie aus dem Brief aus Bern vom 2. Februar zu entnehmen ist: «Die Sanitätskommission hat den in Ihrer rückantwortlichen Zuschrift entwickelten Ansichten über die Mittel gegen die medizinische Pfuscheri anzukämpfen, vollkommen beistimmen müssen...» Das äusserst speditive Vorgehen innerhalb von wenigen Tagen deutet darauf hin, dass es sich sowohl für die «Obrigkeit» in Bern als auch für die streitbaren Pfarrherren auf dem Lande um ein äusserst wichtiges Anliegen handelte. Gotthelf konnte mit seinen Recherchen unmittelbar beginnen und wie im über 300-seitigen Buch «Jeremias Gotthelf und die Ärzte» von Carl Müller aus dem Jahr 1959 eindrücklich hervorgeht, wurde er von der Sanitätskommission auch mit aktuellen Unterlagen beliefert. So steht bereits im Begleitschreiben vom 4. März 1842, dass: «... ihrem Wunsche entsprechend, sofort alle über ärztliche Pfuscherien in unserem Kanton eingegangenen Berichte und Notizen an Sie abzusenden, lässt ihnen die Sanitäts-Comission beigeschlossen zwei Schreiben zur gutfindenden Benützung zustellen und hat einige amtsgerichtliche Urtheile samt Akten denselben Gegenstand betreffend einverlangt, welche Ihnen sofort nach ihrem Eintreffen werden übermacht werden.»

Haushalten und doktern

Im Vorwort zu «Anne Bäbi» bringt es Gotthelf bereits im ersten Satz auf den Punkt. «Viel Unverstand herrscht im Leben seit uralten Zeiten, aber auch manch Lebensverhältnis ist verdoktert worden in der neusten Zeit, unglückliches Doktern ist eine Krankheit der Zeit, welche auch im Kanton Bern umgeht, und wo unglückliches Doktern ist, da ist auch ein seltsam Haushalten, unter welchem Leib und Seele leiden...» Es geht ihm also nicht bloss um eine Abrechnung gegenüber den Kurpfuschern. Nein, er hält uns allen einen Spiegel des Alltages vor Augen. Glauben, Aberglauben und Unglaube, Verschwörung sowie Unverstand. Gesundheitliche Probleme sollen sowohl aus medizinischer als auch aus seelischer Warte betrachtet werden. «... Körper und Seele sind gar in einem engeren Zusammenhang; wenn es einem fehlt, so leidet auch das andere...», sie sind nicht wie «... zwei Schubladen, die voneinander abgesondert einander auch nichts angehen...» (...). «... es gibt Worte, sie gehen in den Kopf wie Splitter ins Fleisch: man merket es nicht. Erst nach einer Weile fangen sie an zu schmerzen und zu eitern, und oft hat man seine liebe Not, ehe man sie wieder rauskriegt...» «... so kann man zum Beispiel jemand töten, ohne dass man ihn mit einem Finger berührt, durch die Seele, durch Verdruss, Herzleid und Kummer, und so werden wirklich auch viel mehr Leute gemordet als der andere Weg, und man kann hinwiederum jemand ge-

sund machen durch Freude, Sanftmut, manchmal durch einzige fröhliche Nachricht...»

Gotthelf beleuchtet die Tragweite der Zusammenarbeit zwischen Arzt und Pfarrer ebenso wie das Zusammenleben in der Familie, aber auch das Loslassenkönnen von Generation zu Generation. Es geht ihm ebenso um die geistige Beschränktheit wie um das Dämonische im Alltag. Um einermassen überleben zu können ist ihm aber eines sehr wesentlich: Humor. In literarischen Kreisen galt «Anne Bäbi» rasch als Gotthelfs erster grosser humoristischer Roman. Und er ist es bis heute geblieben. Man muss ihn bloss lesen! Interessant ist, dass Gotthelf nicht nur die Stur- und Beschränktheit von «Anne Bäbi» beleuchtet, sondern auch die weitgehend sektiererisch anmutende Seelsorge des Vikars und das übereifrige Pflegegebaren vom jungen Arzt Ruedi aufs Korn nimmt. Er zeigt ungeschminkt auf, dass der Geistliche und der Mediziner vor dem schwermütigen «Anne Bäbi» ebenso versagen wie die Quacksalber. Wenn der Geistliche nichts vom Zusammenhang der Seele mit dem Körper, der Arzt nichts von dem des Körpers mit der Seele versteht und in die Behandlung mit einbezieht, dann kann es nach Gotthelf nicht gut kommen. «... wie wäre es, wenn die, welche den Leib, und die, welche die Seele doktern sollen, den andern ein Beispiel gäben und wieder einig würden, Hand in Hand doktern?»

Gotthelf kritisiert zudem die Verantwortlichen im Gesundheitswesen, wenn er darauf hinweist, dass es in den ärmeren, abgelegenen Gemeinden an Ärzten mangle und die Leute geradezu gezwungen seien, dem Pfuscherhandwerk zuzuwenden.

Viele Ratgeber

Im bereits zitierten Sammelband über «Jeremias Gotthelf und die Ärzte» kommt eindrücklich zum Ausdruck, dass Gotthelf ein «Net-Worker» mit besten Beziehungen war. Da ist zum einen der Medizin-Professor Emanuel Eduard Fueter (1801–1855), der seit der Jugendzeit mit Gotthelf durch eine innige, vertrauende Freundschaft verbunden war und ihm in medizinischen Fragen zur Seite stand. Fueter half Gotthelf schon bei der «Armennot» und bei seinen «Alkohol-Romanen» mit wissenschaftlichen Fakten, die Grundübel zu beleuchten. Fueter, Präsident der Sanitäts-Comission, stellt Gotthelf die notwendigen Unterlagen über die medizinischen Pfuscherien im Kanton zur Verfügung. Aber auch der in Oberburg praktizierende Arzt Abraham Maret (1783–1866) war ein guter «Sparring-Partner» für Gotthelf, da er offenbar den Emmentaler Volkscharakter bestens kannte. Auf theologischer Seite war es Karl Rudolf Hagenbach, Professor für Theologie und Kirchengeschichte in Basel und Studienfreund Gotthelfs, der ihn mit seinem Wissen und Ratschlägen bestärkte, dass Medizin und Theologie, Pfuscheri und Aberglauben zusammengehören. Aber auch im damaligen Gesundheitsdirektor Dr. Johann Rudolf Schneider (1804–1880), Hauptförderer der grossen Jurawässer-Korrektion, hatte Gotthelf einen verlässlichen Ansprechpartner, dem die Vermehrung und Vergrösserung der Bezirks- und Gemeindespitäler, der

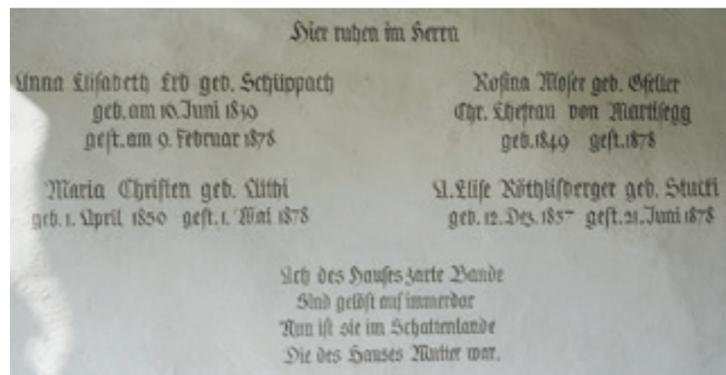


Anne-Bäbi-Jowäger-Spycher im Stigli in Utzenstorf. Hier soll Anne Bäbi die Schlüsselgewalt über den Spycher an Meyeli übergeben haben.

sogenannten «Notfallstuben», ein grosses Anliegen war. Schneider bemühte sich insbesondere in den Spitälern den Geist der wahren Humanität zu verbessern. Schliesslich waren die Reaktionen seines Freundes aus der Vikariatszeit in Herzogenbuchsee, Josef Burkhalter, immer wichtig. Burkhalter schreibt am 28. März 1844: «... Soeben bin ich fertig geworden mit dem Anne Bäbi und bin so begeistert, dass es mich in allen Fingern juckt. (...) Sie stellen da Ideale auf; nur schade, dass sie in der Wirklichkeit nicht existieren. Den alten Pfarrer lassen Sie da eine Menge Wahrheiten sagen, die mir aus der Seele heraus gesprochen sind (...) Nicht wenig freute mich auch die Widerlegung der Ansichten des Doktors und seines Vaters...». Wunderdoktoren grassieren überall.

Anne Bäbi ist allgegenwärtig

Gotthelfs Werke sind nicht nur in 16 europäischen Sprachen übersetzt, sondern auch auf Japanisch und Hebräisch. Den Titel des Romans «Anne Bäbi Jowäger» kann aber nur verstehen, wer die Muttersprache Gotthelfs, das Berndeutsche, versteht. «Anna» (Anne), ein Frauennamen, aus dem grosses Urvertrauen klingt, steht nicht alleine da, sondern wird mit «Bäbi», einem einer Frau gegenüber sehr despektierlich tönenden Zusatz versehen. Diese Doppeldeutigkeit unterstreicht er gleich noch mit «Jo wäger» und nicht etwa mit «ja gewiss». Ein ähnliches Wortspiel hat Albert Bitzius bereits für sein schriftstellerisches Pseudonym gewählt. «Jeremias», dem anklagenden, mahnenden Prophet, stellt er mit «Gott-Helf» die positive, helfende, zuversichtliche Seite gegenüber. Bereits mit dem ersten Satz des Romans ist zwischen den Zeilen auch eine schöne Doppeldeutung herauszulesen: «Hansli Jowäger war ein braver Mann, und Anne Bäbi, sein Weib, meint es auch gut, aber ufsy Gattig...»: «... ich bin doch das feinst Meitli von der Welt, wenn mir niemand befiehlt und alle machen, was ich will...» Klar, wer da das Sagen hat! «... von solchen Anne Bäbi wimmelt die Welt. Es ist kein Dörflein so klein, es hat wenigstens ein solches Anne Bäbi, das die Seinigen auf seine Weise glücklich machen will und sie schinden oder braten würde, wenn es damit sie in ihr Glück einsalzen oder vielmehr das Glück ihnen aufsalzen könnte. In den Städten sieht fast zu jedem Fenster eins heraus...» Dass ihr scheuer, unbeholfener und schwächlicher Sohn Jakobli mit einem durch die Blattern entstellten Gesicht zu Meyeli, dieser lieblichen, engelhaft anmutenden Frau kam, grenzt beinahe an ein Wunder, das Anne Bäbi allerdings lange nicht annehmen will. «Es (Meyeli) besass ein Gemüt, das Trübe zu verwerthen, dass es heiter blieb und lachen konnte, wo andere Gemüter gehüllt gewesen wären in des Weinens Wolken wie viele Niederungen in Nebel und Regen...»



Krankheits-Epidemien und Übertragungen hat es immer wieder gegeben. Wie die Pest in Gotthelfs Schwarzer Spinne, die «Blatteren» im Anne-Bäbi-Roman, so auch das «Chindbeti-Fieber» im Raum Röttenbach, wie an der Aussenmauer vom Würzbrunnen-Kirchli eindrücklich hinterlegt.

Bilder: Fritz von Gunten



Chüechlihus Langnau: Aus der Praxis von Michel Schüpbach. So hat es auch zur Zeit Gotthelfs in Arztpraxen ausgesehen.

Eindrücklich auch, wie Gotthelf dann aber das Generationenproblem zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter symbolisch mit der Schlüsselübergabe zum Spycher, der Schatzkammer auf dem Bauernhof, beschreibt. Nach dem «chasch cho!» von Anne Bäbi als Aufforderung an Meyeli, das noch nie in einem Spycher war, liess es sich noch ein zweites Mal einladen, damit nicht der Eindruck erwachte, es sei zu gwundrig und könne nicht warten, bis ihm die Schlüsselgewalt nicht nur zum Vermögen des Hofes, sondern auch zum Haushalt übertragen wurde.

Impfen: Ja oder nein?

Zum Thema Impfen und Wunderdoktern ist gerade in den letzten zwei Jahren – Corona-Zeit – viel geschrieben und diskutiert worden. Dabei wurde immer wieder auf Gotthelfs «Anne Bäbi» verwiesen. Lassen wir ihn doch zum Schluss selber zu Wort kommen, was er zum Impfen bereits 1842 festgehalten hat. «Anne Bäbi ging zum Doktor, klagte ihm Jakoblis Umstände und sagte: Es möchte ein rechter Trank zum Laxieren, es sei ihm gleich; aber es meine, wenn er recht ausputzt wäre, so bessere es ihm. – Du bist eine dumme Frau, sagte der Doktor, willst du deinen Buben z Tod doktern? Er mangelt nicht Ausputzens, der ist ausgeputzt genug; wenn ein Licht am Erlöschen ist, so muss man nicht dran herumblasen,

und wenn einer schwach ist, so muss man ihm das bisschen Kraft nicht noch auspressen. Hättet ihr ihn impfen lassen, so wäre alles das nicht. Aber so seid ihr: zur rechten Zeit könnt ihr nichts tun, und wenn alles verpuscht ist durch eure Schuld, so soll der Doktor es wieder gut machen. (...) Ach Doktor, sagte Anne Bäbi, schweiget mir von dem... ich und Hansli haben von dem neumodischen Zeug nichts gewusst und leben doch noch, und wir meinen nicht, dass wir alles Neue zuerst machen müssten und noch dazu an unserem einzigen Kind...»

► Gut zu wissen

Gotthelfmuseum in Lützelflüh: www.gotthelf.ch

TEIL 10

Serie Jeremias Gotthelf

Zum 225. Geburtstag von Jeremias Gotthelf (1797 bis 1854) berichtet der «UE» in monatlichen Beiträgen von Fritz von Gunten über das Leben des streitbaren wie versöhnlichen Pfarrherren. Mit seinem literarischen Werk zählt er zu den bedeutendsten Schriftstellern unseres Landes. Seine Gedanken und Aussagen sind gerade in der bewegten Corona- und Klima-Diskussion aktueller denn je.

Fritz von Gunten